



Bromberg, Sonntag, den 28. April.

— Die Waldkapelle. —

Verdödet steht die Waldkapelle,
Die Fensterbogen starren leer
Und auf der moosbewachsenen Schwelle
Weilt längst kein frommer Beter mehr.

Die Gottesbilder sind verwittert,
Gestorben ist das Steinportal,
Wo Kerzenflammen einst gezittert,
Bebt ein verirrter Sonnenstrahl.

Wo früher stand der Kely verschlossen,
In goldner Nische am Altar,
Baut sich aus Gras und Tannensprossen
Sein Nest ein wildes Taubenpaar.

So ringsum Zeichen des Verfalles,
Nur die Natur erschöpft sich nie
Und ihre Liebe schlingt um alles
Den Blütenkranz der Poesie.
H. v. Poschinger.

— Die Jagd nach dem Mann. —

Novelle von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Onkel Hartwig näherte sich, wie zufällig, unabsichtlich, dem jungen Buchhalter. „Na, so allein, und nicht in Thätigkeit?“ Er schnellt das rechte Bein von sich, wie ein Ballettänzer. „Ja so — Ihre Dame fehlt.“ Starke Accent auf dem Filtwort und ein viel sagendes, verschmitztes Lächeln. Verwundertes Ausblicken von Seiten des Herrn Brause. Pause. Onkel Hartwig betrachtet eine Weile sinnend die Tanzenden und ergreift dann von neuem das Wort. „Das springt und dreht sich, wie die Brummkreisel. Ja, ja, die liebe Jugend!“ Onkel Hartwig unternimmt jetzt eine kühne Diversion. Er tritt dicht an den bestürzt dreinblickenden jungen Mann heran und beginnt an einem der Knöpfe seines Rockes zu drehen. „Aber Sie haben recht, mein lieber Herr Brause, wenn man erst die dreißig hinter sich hat, fängt man an, sich nach Ruhe zu sehnen, nach einem eigenen Herd und nach dem stillen Glück der Häuslichkeit.“ Herr Brause ist rat- und sprachlos vor Verwunderung. Onkel Hartwig legt ihm mit einer Miene ehrlichen Wohlwollens die Hand auf die Schulter und fährt fort: „Und glauben Sie mir, junger Mann, Ihre Wahl ist keine üble! Meine Nichte Emmy ist ein gutes Mädchen, das das Herz auf dem rechten Fleck hat, und was das Wirtschaften anbetrifft, das versteht sie aus dem Fundament, kurz, sie wird eine

treffliche Hausfrau abgeben.“ Herr Brause tritt einen Schritt zurück und stammelt erschrocken ein paar Worte der Abwehr. Aber Onkel Hartwig unterbricht ihn sogleich, und mit einem überlegenen Lächeln bemerkt er: „Nur kein Ableugnen, junger Mann, und keine Scheu! Sie haben Ihre Interesse für Emmy ja deutlich genug verraten. Immer nur Augen für sie, keinen Blick, kein Wort, keinen Tanz für eine andere. Alle Welt hat es ja gesehen.“ Das Lächeln verschwindet jetzt von Onkel Hartwigs Gesicht und mit einem ernsten Emporziehen der Augenbrauen spricht er weiter: „Ja, ja, junger Mann, Sie haben meine Nichte heillos kompromittiert und von Ihrer Ehrenhaftigkeit erwarte ich, daß Sie recht bald mit den Eltern — die Ihnen, im Vertrauen gesagt, gewogen sind — ein offenes Wort sprechen.“ Damit macht Onkel Hartwig Kehrt und begiebt sich mit der Miene eines Menschen, der eine höchst schwierige Aufgabe auf das glücklichste gelöst hat, zurück in das andere Zimmer.



„Maikäfer flieg!“

Der junge Buchhalter ist mit seinen nicht sonderlich angenehmen Empfindungen allein. Wie eine Binde fällt es ihm von den Augen. Also darauf hinaus haben die Veranstellungen des kanzleirätlichen Ehepaares, die Lebenswürdigkeit der Tochter gezielt? Erst jetzt durchschaut er das pfliffig ausgeflügelte Intriguenspiel. Unwille und Empörung regen sich in der Brust des Grübelnden. Wie soll er dem unwürdigen Spiel ein Ende

machen? Während er noch über diese Frage nachsinnt, tritt Emma mit der unbefangenen Miene von der Welt wieder zu ihm. Er möchte verzeihen, daß sie ihn so lange allein gelassen. Eine wirtschaftliche Angelegenheit habe sie fern gehalten. Er antwortet einfüßig und in sichtlich Verstimmung. Sie spielt die Erschaute und fragt besorgt nach dem Grunde der mit ihm vorgegangenen Veränderung.

Herr Brause unterdrückt den in ihm kochenden Aerger und schüßt ein plötzliches Unwohlsein vor. Er ersuche sie, ihn bei den Eltern zu entschuldigen, er wolle die Gesellschaft nicht stören, und damit ist er auch schon zur Thür hinaus, bevor Emma ein Wort der Erwiderung gefunden hat. Draußen auf dem Korridor reißt er Hut und Paletot vom Nagel, bittet die Aufwärterin, welche aus der Küche heraustritt, ihm die Hausthür aufzuschließen und eilt hastig die Treppe hinab. Er begiebt sich nicht auf dem direkten Wege nach Hause, sondern es ist ihm ein Bedürfnis, in der frischen Luft mit sich zu Räte zu gehen. Als er eine Stunde später seine Wohnung betritt, hat er sein inneres Gleichgewicht wiedergefunden. Die Ereignisse des Abends haben einen Entschluß in ihm gereift, mit dem er schon einige Wochen innerlich gerungen. — — —

In der zwölften Vormittagsstunde des nächsten Tages saßen die Frau Kanzleirätin und ihre Tochter in peinvoller Erwartung im Zimmer beisammen. Die Entscheidung nahte. Heute oder spätestens an einem der nächsten Tage mußte sich Herr Brause erklären. That er es wider Erwarten nicht, so war man um eine Hoffnung ärmer. Leider lag nach dem gestrigen plötzlichen Verschwinden des jungen Buchhalters gerade diese Möglichkeit sehr nahe. Doch wer atmet, der hofft. Und richtig — jetzt ertönt die Flurklingel und ihr Läuten klingt in das Ohr der freudig Zusammensahrenden wie die Verkündigung einer frohen Botschaft. Wer kann zu dieser Stunde kommen? Gewiß, der Erwartete in Frack und weißer Kravatte.

Während die Kanzleirätin hinaus eilt, um zu öffnen, springt Emma schnell noch einmal zu dem Spiegel. Hastig zupft sie den schneeweißen Kragen zurecht, arrangiert mit fliegender Hast die Stirnlocken und nun zu dem Sofa zurück und den Blick züchtig zu Boden geschlagen. Die Thür öffnet sich, auf Emmas erglühendem Antlitz erscheint ein verschämtes Lächeln. Jetzt erhebt sie die Augen — welch' bittere Enttäuschung! Nicht der sehnsüchtig Erwartete steht vor ihr, sondern Onkel Köhler, der Vater Pieschens. Ein ahnungsvoller Schreck schüttelt ihre Glieder.

Onkel Köhler befindet sich in einer hochgradigen Erregung. Unweit der Thür sinkt er, nach Atem ringend, auf einen Stuhl nieder. „Kinder — denkt Euch nur — welch ein Glück!“ dringt es stoßweise aus der keuchenden Brust herauf. „Ich komme direkt von Hause hierher geeilt, um Euch zuerst die freudige Neuigkeit mitzuteilen. Wer hätte das gedacht!“

„Aber was denn?“ rufen die beiden Frauen in qualvoller Spannung aus. „So sprich doch!“ Onkel Köhler holt einige Male tief Atem und fährt dann ruhiger und in zusammenhängender Sprechweise fort: „Kommt da heute früh — es ist kaum eine Stunde her — Herr Brause, der junge Buchhalter, Ihr wißt ja, den wir bei Euch kennen gelernt, zu uns. Und was will er — ich denke im ersten Augenblick, der Mensch treibt seinen Spott mit uns — das naseweise Ding, die Elise, begehrt er zur Frau!“

Ein Schrei des Entsetzens ertönt aus Emmas Munde und vernichtet sinkt sie auf das Sofa zurück, von dem sie sich in der Erregung soeben erhoben hatte.

Onkel Köhler hält das für einen Ausruf der Verwunderung und bringt seinen Bericht ruhig zu Ende: „Ich kannte den jungen Mann kaum noch, denn ich hatte ihn ja nur das eine Mal bei Euch gesehen. Aber die beiden Schelme haben, wie sie nun beichten, die ganze Zeit seither in heimlicher Verbindung gestanden. Gleich bei dem ersten Zusammensein haben sie an einander Gefallen gefunden, nachher beim Nachhausegehen seien sie bereits warm geworden und haben das erste Rendezvous verabredet. Und seitdem kein Tag ohne Stelldichein. Denkt Euch, die Schwerenöter! Schon will ich ärgerlich werden, aber als der junge Mann erklärt, daß er ehrliche Absichten habe, daß, sobald wir es wünschen, die Hochzeit sein soll und daß er am künftigen Ersten, wie ihm sein Prinzipal heute bereits mitgeteilt habe, in die Stelle des Prokuristen mit einem Jahresgehalt von achtzehnhundert Thalern aufrücken werde, da lege ich mit frohem Lächeln die Hände der Liebenden in einander.“ Onkel Köhler fährt mit der Hand über die vor Aufregung feucht werdenden Augen und schließt: „Es ist ja für uns und Pieschen ein großes Glück.“

Emma kann nun ihre Aufregung nicht länger bemeistern. Sie springt auf und in einen heftigen Weintrampf ausbrechend, läuft sie davon. Mit einem wütenden Blick auf den Unglücksboten folgt ihr die Kanzleirätin in das Nebenzimmer.

Onkel Köhler sieht den Davoneilenden sehr verdutzt nach. Was hat diese sonderbare Aufnahme seiner frohen Botschaft zu

bedeuten? Er blickt sinnend zu Boden. Plötzlich geht ihm ein Licht des Verständnisses auf. „Hm, hm! Wer hätte das gedacht!“ murmelt er kopfschüttelnd und leise schleicht er davon, um so bald nicht wiederzukehren. — — —

Die in ihren schönsten Hoffnungen so schmählich Getäuschte brauchte volle vier Wochen, um ihren Schmerz und ihren Aerger zu verwinden. Nach diesem Zeitraum nahm sie ihre Pläne wieder auf. Wieder war sie in Begleitung ihrer Eltern ein regelmäßiger Gast der „Heiratsabende“ im Konzerthaus, wieder bemühte sie sich, thatkräftig unterstützt von der erfahrenen Mama, auf heiratsfähig aussehende Männer eine möglichst starke Anziehungskraft auszuüben. Dreimal nacheinander schien ihr anfangs der Erfolg zu lächeln. Die betreffenden präsumtiven Heiratskandidaten folgten jedesmal willig der Einladung der Kanzleirätin „zu einem Böffel Suppe.“ Alle drei ließen dem traditionellen Kalbsbraten und nicht minder der süßigen Mosel-Bowle volle Gerechtigkeit widerfahren. Alle drei rauchten die Extra-Zigarren des Kanzleirats und ließen mit guter Miene die Klavier- und Gesangsvorträge Emmas über sich ergehen. Aber sowie Onkel Hartwig auf der Bildfläche erschien und seine bekannten, sehr deutlichen Winke erteilte, verschwanden die Schändlichen jedesmal auf Nimmerwiedersehen.

Emma verzweifelte, auf diese Weise je zu ihrem Ziel zu gelangen. Ein Jahr war fast vergangen, die Eltern hatten sich in Untosten gestürzt, sie selbst hatte ihre ganze Liebeshwürdigkeit aufgeboden und sich beinahe heiser gesungen — doch alles vergebens. Nicht um einen Schritt war sie der Erfüllung ihrer Wünsche näher gekommen. Es wurde ein großer Familienrat abgehalten und der Beschluß gefaßt, ein energisches Mittel anzuwenden. Onkel Hartwig wurde wiederum ins Vertrauen gezogen und veranlaßt, ein Inserat in die „Vossische Zeitung“ einzurücken, vermittelt dessen ein Herr für seine Nichte: „die Tochter eines königlichen Beamten, eine junge Dame von vortrefflicher Geistes- und Herzensbildung und nicht ohne Mittel“ einen Lebensgefährten suchte. Das machte sich besser, als wenn die Eltern oder gar Emma selbst inseriert hätte. Mit Spannung wartete man auf den Erfolg der Heiratsannonce. Nach einigen Tagen erschien Onkel Hartwig mit der freudig aufgenommenen Nachricht, daß er einen passenden Heiratskandidaten gefunden zu haben hoffe. Drei Bewerber hätten sich bei ihm gemeldet. Zwei davon könnten wegen ihres reduzierten Aeußeren nicht ernsthaft in Betracht kommen, der dritte aber sei eine stattliche Erscheinung und offenbar ein wohlstatuierter Mann. Er heiße Przembsky, sei Fabrikant und vor noch nicht langer Zeit aus Polen nach Berlin übersiedelt. Das sei alles, was er bei der ersten Entrevue habe in Erfahrung bringen können! Ein Fabrikbesitzer! Emmas Herz schwall vor stolzer Hoffnung und Freude. Wenn es ihr gelingen würde, den Polen zu erobern, welch eine eklatante Genugthuung für die ihr durch Pieschen bereite Niederlage! Die Gattin eines Fabrikbesitzers — das war doch etwas ganz anderes als die Frau eines Buchhalters.

Es wurde nun verabredet, daß Onkel Hartwig den Polen am nächsten Sonntag bei Kanzleirats einführen sollte. Natürlich sollte die Fiktion, als ob weder Emma noch die Eltern etwas von dem Inserat und dem Zweck des Besuchs wüßten, streng aufrecht erhalten bleiben.

Der Eindruck, den Herr Przembsky, der von Onkel Hartwig als „Geschäftsfreund“ vorgestellt wurde, auf die Familie Döring machte, war kein übler. Der Pole mochte etwa fünfundsiebzig Jahre alt sein und war, wenn auch kein Adonis, so doch eine höchst interessante Persönlichkeit. Groß und schlank, dunkle, stehende Augen mit einem etwas unständigen Blick, langen, schmalen Schnurrbart, blasse Gesichtsfarbe und rabenschwarzes Haar. Seine Manieren und seine Unterhaltung bezeichneten ihn als einen Mann von Welt, als einen Menschen, der viel gesehen und viel erfahren. Der Nachmittag und Abend verstrich auf das angenehmste. Herr Przembsky erzählte viel von seinen Reisen und die anderen hörten den interessanten Worten des interessanten Mannes aufmerksam zu. Sicherlich war er kein alltäglicher Mensch. Herr Przembsky erwähnte gelegentlich im Gespräch, daß er eine Stärkefabrik besitze, vorläufig nur in bescheidener Ausdehnung, die er aber schon in der nächsten Zeit bedeutend zu vergrößern beabsichtige. Er sei viele Jahre auf Reisen gewesen, habe aber jetzt das unständige Leben satt und beschloßen, sich dauernd in Berlin niederzulassen. Deutschland habe ihm von jeher vorzugsweise zugesagt und besonders seien es die deutschen Frauen, die immer den besten Eindruck auf ihn gemacht hätten. Um jedem Rückfall in seinen Wandertrieb vorzubeugen, wünsche er recht bald zu einer Berliner Familie in nähere Beziehungen zu treten. Er mache keine übertriebenen Ansprüche; Bildung und Herzengüte seien in erster Linie die Eigenschaften, auf die er sein Augenmerk richte. Emma schwamm in Seligkeit und Entzücken und sie gab sich alle Mühe, dem Polen die Ueberzeugung beizubringen, daß sie im Besitz der von ihm geschätzten Vorzüge.



Das Burenehepaar Wagner,
das gemeinsam den Krieg gegen die Engländer mitgemacht hat.

Obwohl auch auf den Kanzleirat Herr Przembsky einen imponierenden Eindruck gemacht hatte, so beschloß er doch, bevor er sich in weitere, kostspielige Veranstaltungen einließ, genaue Auskunft über den Polen einzuziehen. Er wandte sich zu diesem Zweck wiederum, wie vorher im Falle des Herrn Brause, an ein Auskunftsbureau. Das Bureau gab nach Verlauf von acht Tagen den folgenden Bescheid: „Przembsky recte Feitelbaum aus Neutomischel in Posen, liegt Bernauer Straße 99, Hof 4 Treppen in Schlafstelle. Seine „Stärkefabrik“ befindet sich in einem von ihm um 3 Thaler monatlich gemieteter Waschkeller, in welchem der „Fabrikant“ eigenhändig die Stärke fabriziert, die er nachher ebenso eigenhändig an Kellergeschäfte absetzt. Außerdem ist Herr Feitelbaum ein notorischer Heiratschwindler, der Heiratsanträge zu Dutzenden macht, seine Bräute oder deren Angehörige anpumpt (er verschmäht auch den geringsten Betrag nicht), um dann mit französischem Abschied zu verschwinden.“ — Man kann sich die

Wirkung dieser erbaulichen Auskunft, die wie eine Bombe in die Familie Döring einschlug, denken. Der interessante Pole und Fabrikbesitzer ein Heiratschwindler mit prononciert israelitischem Namen! Wo hatte man nur die Augen gehabt, das nicht gleich zu bemerken? Aber daran war nur der leichtgläubige Onkel Hartwig Schuld, der den Menschen, anstatt ihn sofort zu durchschauen, so warm empfohlen hatte. Die Bemühungen Emmys, auf dem Wege der Heirats-Annonce zu einem Gatten zu gelangen, hatten schließlich nur das Resultat, daß man in ein ernstes Verwürfnis mit Onkel Hartwig geriet und daß man wieder ein paar Wochen verloren hatte. Inzwischen hatte Emmy ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag gefeiert und ihre Lage war um nichts besser, als vor einem Jahre.

Der Mißerfolg des Inserats hatte der Familie Döring ein für allemal die Lust zur weiteren Inanspruchnahme dieses modernen Auskunftsmittels heiratslustiger Mädchen und Männer benommen. Aber wie nun zu dem ersehnten Ziel gelangen? Wochenlang überlegte und diskutierte man diese wichtige Frage. Endlich verfiel man auf den Gedanken, es einmal mit einem Chambregarnisten zu versuchen. Das Zimmervermieten an einen einzelnen Herrn, womöglich mit Pension und Familienanschluß, bot die vorteilhaftesten Chancen. Man kam in tägliche Berührung miteinander, und Emmy erhielt die beste Gelegenheit, alle ihre Vorzüge ungezwungen, ohne Absichtlichkeit und ohne aufdringlich zu erscheinen, entfalten zu können. Gedacht, gethan! Die



Die New-Yorker Wasserfurie im Gefängnis.

„gute Stube“ wurde für diesen Zweck hergerichtet und eine der bekannten Papptafeln mit der Ankündigung „Wöbliertes Zimmer zu vermieten“ neben der Hausthür aufgehängt. Es meldeten sich auch bald ein paar Studenten und

stellte die Kanzleirätin diesen unerwünschten Chambregarnisten Bedingungen, die niemand eingehen konnte. In dieser Weise waren schon mehrere Wochen resultatlos verstrichen, als eines Tages ein Herr vorsprach, der den Anforderungen, welche die Familie Döring an ihren zukünftigen Hausgenossen stellte, zu entsprechen schien. Es war ein Mann Anfang Vierziger, von bedächtigem, fast ängstlichem Wesen. Zwei Dinge lagen ihm besonders am Herzen, wonach er sich eingehend erkundigte. Erstens ob Thür und Fenster gut schlössen, denn Zugluft sei in anbetrach seines leidenden Zustandes Gift für ihn; zweitens ob das Haus auch ein ruhiges sei. Er sei ein stiller Mann, halte sich viel zu Hause auf, liebe seine Ruhe und besuche Gesellschaften grundsätzlich nicht. Also ein Hypochonder. Die Kanzleirätin wußte nicht, sollte sie über diese Entdeckung frohlocken oder nicht. [Schluß folgt.]



Der Dampfer „Hedwig von Wissmann“ vor dem Stapellauf.

—*— Des Briefmarders Entdeckung. —*—

Skizze von Friedrich Thieme.

(Nachdruck verboten.)

„Mein Name ist Siebold — Kaufmann Siebold aus der Humboldtstraße.“ — „Sehr wohl — was steht zu Ihren Diensten?“ Postdirektor Helbig winkte mir, Platz zu nehmen. Ich that es. „Ich komme in einer eigenartigen Angelegenheit, Herr Direktor. Nicht, um jemand anzuklagen, verstehen Sie mich recht. Aber meines Erachtens liegt es nicht sowohl in meinem, als auch im Interesse der Post —“

„Sie wollen Beschwerde führen?“

„Ja.“

„Dann bedarf es keiner Entschuldigung. Worum handelt es sich?“

„Um — einen Brief — der mir verloren gegangen ist.“

Der Postdirektor erhob sich von seinem Stuhle, schob denselben zurück, stellte sich mit dem Rücken gegen seinen Schreibtisch und stützte beide Handflächen auf dessen Kanten.

„Wie? Ein Brief — hier bei uns?“

„Eigentlich mehrere Briefe — drei. Bei einem bin ich nur meiner Sache nicht so sicher.“

„Erzählen Sie, bitte. Wie kommen Sie zu der Vermutung, daß die Briefe auf der Post verloren gegangen sind?“

„Vor vierzehn Tagen,“ berichtete ich, „teilte ich einem Leipziger Freunde mit, daß ich am anderen Tage dort eintreffen werde. Ich bat ihn, mich am Bahnhof zu erwarten. Ich langte an, aber mein Freund war nicht da. Als ich ihn auffuchte, war er höchst erstaunt, mich zu sehen. Er hatte den Brief nicht erhalten.“

„Vielleicht stellte er den Empfang abichtlich in Abrede.“

„Ich glaube es nicht, will aber die Möglichkeit nicht abstreiten. Das ist eben der Fall, in dem ich mir nicht ganz sicher bin. Doch hören Sie weiter: Etwa drei Tage später bestellte ich bei Müller und Kompagnie in Halle einen Posten Waren, den sie mir, da ich ganz ausverkauft hatte, durch Eilboten mit der Post senden sollten. Nachdem ich am vierten Tage noch ohne die Sendung war, depeschirte ich und erhielt umgehend die Antwort: Brief nicht eingetroffen. Was sagen Sie dazu?“

„Das ist allerdings höchst auffällig. Und der dritte Fall?“

„Ich sandte vor einigen Tagen an eine Firma in Magdeburg eine äußerst wichtige Auskunft, um die ich gebeten worden war. Auch dieser Brief ist nicht an seine Adresse gelangt, denn heute erkundigte sich die Firma auf telegraphischem Wege nach dem Verbleib der Auskunft.“

Helbig ging aufgeregt auf und ab.

„hm — hm — und woraus schließen Sie, daß die Briefe gerade hier abhanden gekommen sind?“

„Weil alle drei nach verschiedenen Orten gingen. Wenn auch ein Brief verloren gehen kann, so wäre doch der Verlust von dreien in drei verschiedenen Städten geradezu wunderbar. Die Ursache des Verlustes muß daher am Orte der Absendung zu suchen sein.“

„Allerdings — doch könnte nicht einer Ihrer Leute —“

„Nein, denn zwei der Briefe habe ich selbst besorgt. Ich will niemand beschuldigen, Herr Direktor — indessen, es ist alles schon dagewesen. Wer kann wissen, ob nicht auch anderen Firmen Briefe verloren gegangen sind?“

Der Direktor nickte. „Sie haben recht — und noch mehr: ja will Ihnen offen bekennen, Sie sind nicht der erste, der Beschwerde führt. Es sind mir in den letzten acht Tagen schon mehrfach Briefe als verloren gemeldet worden.“

Ich blickte überrascht auf. „Was können Sie in dieser Sache thun?“

Helbig setzte sich wieder. „Wenig und viel,“ antwortete er vorsichtig. „Vor allem bitte ich um strengste Diskretion. Ich muß behutsam zum Werke schreiten, damit der Schuldige nicht gewarnt wird.“

„Wäre es nicht das einfachste, bei den in Betracht kommenden Beamten Haussuchung stattfinden zu lassen?“

Der Direktor schüttelte das Haupt und sagte: „Nein. Nicht nur würde es ungerecht sein, meinen Beamten den Schimpf einer Haussuchung anzuthun, während nur ein einziger der Schuldige sein kann, sondern der letztere ist auch in den meisten Fällen zu schlau, in seiner Wohnung Spuren seiner strafbaren Thätigkeit zu dulden. Das Resultat ist also kein anderes, als daß eine Anzahl Ehrenmänner schwer gekränkt wird und der Spitzbube gewarnt ist.“

„Sie haben recht. Aber etwas muß doch geschehen. Denken Sie, welche Folgen der Diebstahl eines einzigen Briefes nach sich ziehen, welches Elend über ganze Familien kommen kann.“

„Ich weiß das und werde auf der Stelle handeln. Doch habe ich einen eigenen Plan, der mich hoffentlich zum Ziele führt, ohne

daß ich Unschuldige in Verdacht bringe. Sie aber möchte ich bitten, mir Ihre Hilfe zu dessen Ausführung zu leihen.“

„Mit Freuden, Herr Direktor. Was kann ich thun?“

„Zunächst beantworten Sie mir, bitte, die Frage: Haben Sie die vermischten Sendungen einem Briefkasten anvertraut oder sind dieselben im Postgebäude zur Abgabe gelangt?“

„Senen nach Leipzig habe ich während eines Spaziergangs unterwegs in einen Kasten geworfen, den an Müller und Kompagnie hat mein Kaufbursche nach dem Briefkasten an unserer Straßenecke getragen. Den dritten Brief habe ich selbst mit nach dem Postamt genommen.“

„Gut. Das beweist mir, daß die Briefe nicht auf dem Wege vom Kasten nach der Post, sondern im Postgebäude selbst verschwunden sind.“

Mit diesen Worten schritt Helbig auf die Thür zu und rief den Befehl in das Nebenzimmer hinüber, sofort Herrn Sekretär Mohr zu ihm zu bescheiden.

Eine Minute später erschien der Gerufene, ein alter grauhaariger Beamter mit biederem Gesicht und freundlichem Wesen.

„Sagen Sie, Herr Mohr,“ wandte sich der Direktor an ihn, „wer hat in den letzten acht Tagen das Abstemeln der Briefe besorgt? Haben Sie bestimmte Leute dazu herangezogen oder haben die betreffenden Unterbeamten nach Maßgabe ihrer Zeit geholfen?“

„Nein, Herr Direktor. Es sind immer dieselben Leute zur Verwendung gelangt.“

„Wie viel im Ganzen?“

„Sechs.“

„Und wer sind dieselben?“

„Möhring, Sonnemann, Schröter, Michael, Tolansky und Held.“

„Sind alle gleichzeitig thätig gewesen oder jeder an bestimmten Tagen? Oder hat keine bestimmte Ordnung bei der Verteilung der Arbeit stattgefunden?“

Der Sekretär zuckte die Achseln.

„Die Leute haben gearbeitet, wie es eben die Gelegenheit hergab.“

„Gut, Herr Mohr. Sehen Sie sich einen Augenblick, wir sprechen dann weiter. Ich habe noch etwas mit diesem Herrn zu reden.“

Er winkte mich nach dem Fenster.

„Wollen Sie die Güte haben, eine Anzahl Briefe für mich zu schreiben?“ flüsterte er.

„Wie meinen Sie das?“

„Haben Sie nicht irgendwo, in Berlin, Halle, Leipzig, Magdeburg, Frankfurt, also in einer der großen Stationen, wohin ein Brief innerhalb 24 Stunden zu gelangen und ausgezogen zu werden pflegt, einen zuverlässigen Freund?“

Ich dachte nach. „O, gewiß.“

„Der Ihnen den Gefallen thun würde, einige Tage hintereinander täglich zu depeschieren? Selbstverständlich alles auf Kosten der Post.“

„Mein Freund Olbe in Halle. Aber wozu —“

„Zum Zwecke der Entdeckung des Briefmarders. Heute ist Donnerstag — noch ist es nicht elf Uhr. Haben Sie Fernsprechverbindung?“

„Ja.“

„Und der Herr in Halle ebenfalls?“

„Zawohl.“

„Um so besser. So lassen Sie sich, zu Hause angekommen, gefälligt sofort mit ihm verbinden und teilen Sie ihm mit, Sie würden ihm täglich zwei Briefe schreiben, von heute ab etwa acht bis zehn Tage lang. Die Briefe würden jeden Vormittag um zwölf Uhr abgehen, sie müßten also mit der ersten Morgenpost in seinem Besitze sein. Der Sicherheit halber soll er die zweite Bestellung abwarten, dann aber täglich ohne Zeitverlust telephonieren, ob er die Schreiben erhalten hat oder nicht.“

„Und n.º soll ich ihm schreiben?“

„Der Inhalt ist völlig einerlei. Irgend etwas gleichgültiges Geschäftliches. Fangen Sie, bitte, heute an, und zwar sofort, wenn Sie nach Hause kommen. Nehmen Sie verschiedene Couverts, lassen Sie die Adressen von verschiedenen Personen schreiben, schicken Sie jeden Tag die Briefe persönlich an mich in verschlossenem Umschlag und schließen Sie ein Stück Pappe oder steifes Papier von der Größe einer Banknote in jede Enveloppe mit ein. Und sobald der Herr in Halle Ihnen mitteilt, daß einer der Briefe nicht eingetroffen ist, kommen Sie, bitte, unverzüglich zu mir.“

„Sehr gern, Herr Direktor, wenn ich auch —“

„Ich erkläre Ihnen, wenn der Plan gelingt, alles. Gehen Sie.“

[Schluß folgt.]



Die ersten Gäste. Nach dem Gemälde von Ferdinand Pachter.

— Das Mädchen aus der Fremde. —

[Fortsetzung.]

Roman von John Strange Winter. Autorisierte Bearbeitung von S. Spiegel.

[Nachdruck verboten.]

„Ich werde Ihnen den Teller zu jenem Soja tragen,“ sagte der Kapitän, „es ist dort bequemer für Sie. Darf ich Ihnen auch etwas Bowle bringen?“ — „Nein, ich danke Ihnen, nichts außer dem Eis,“ erwiderte Miß Blount. — Nachdem sie sich bequem in das Sofa zurückgelehnt hatte, empfing sie das Gewünschte aus seinen Händen, und er setzte sich neben sie nieder.

„Und Sie? Wollen Sie nichts nehmen?“

„Nein, danke.“

„Essen Sie Eis nicht gern?“

„Ja, sehr gern.“

„Warum wollen Sie dann heute keines?“

„Weil“ — er stützte die Ellbogen auf die Knie und sah launig zu ihr auf — „weil ich aufstehen und es mir holen müßte, und weil ich keine Zeit verlieren will. Ich kann mir das Vergnügen später noch leisten, wenn Sie sich mit einem anderen Herrn unterhalten.“

Vera mußte lachen, doch berührten sie seine Komplimente nicht im mindesten, sie aß ruhig und bedächtig weiter und sah ihn nur hin und wieder mit belustigten Augen an.

„Kapitän Vansittart, Sie sind, wie alle Seelente, sehr verschwenderisch und sehr freigebig mit schönen Redensarten, bei mir ist aber alles verlorene Liebesmüß. Warum heben Sie sie nicht lieber für diejenigen auf, die sie Ihnen glauben — oder sich wenigstens den Anschein darnach geben?“

„Ich glaube jedes Wort, was ich sage,“ rief er fast leidenschaftlich aus.

„Nein, das ist Unsinn, das thun Sie nicht. Ich möchte nur gern wissen, wo Sie schon früher diese schönen Floskeln angewandt haben?“

„Noch niemals.“

„Nun, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Sie sprechen in einer Weise — in einer Weise, die auf lange Uebung schließen läßt.“

„Ich schwöre Ihnen —“ begann er.

„Ach nein, thun Sie das lieber nicht,“ unterbrach sie ihn in demselben leichten Ton, „es wäre nur nutzlose Verhinderung Ihrer Willenskraft. Sie wissen ja, daß im großen Ganzen die Leute so etwas glauben; bei mir aber, die ich fast immer allein gelebt habe, die ich die Leute nach kleinen Zügen beurteile, welche der großen Menge gar nicht auffallen, ist all dieses müßige Geplauder und all dieser Schwall von Liebenswürdigkeiten gerade so gut wie Spreu vor dem Winde.“

„Es hat keinen Zweck, Ihnen zu widersprechen. Aber sagen Sie mir — leben Sie allein?“

„Ja.“

„Ganz allein?“

„Ganz allein.“

„Hier?“

„Ja.“

„In Landrach?“

„Ja.“

„Und wohnen Sie schon lange hier?“

„Noch nicht sehr lange.“

„Und vorher waren Sie immer auf Reisen?“

„Ja, seit meinem achtzehnten Jahr.“

„Nicht möglich! Wie kommen Sie aber dann nach Landrach? Der Platz liegt ja so außerhalb des Weges, daß man gar nicht an ihn denkt. Hatten Sie Bekannte hier?“

„Keine Seele. Ich bin auch früher niemals hier gewesen. Ein Onkel hinterließ mir vor Jahren ein Haus und ein kleines Grundstück. Ich hatte es noch nicht gesehen, und da ich des Umherwanderns müde war, kam ich hierher und blieb ich.“

„Und werden Sie immer hier bleiben?“

„O,“ sie streckte ihre Hand wie abwehrend aus, „wahrscheinlich; wenn ich Lust dazu veripüre, werde ich wohl manchmal verreisen, Landrach werde ich aber zu meiner Heimat machen.“

„Bis Sie sich verheiraten.“

„Ich werde mich niemals verheiraten,“ sagte Miß Blount in kaltem Ton. Er wollte einen Einwand erheben, die Worte waren ihm schon auf den Lippen, aber Mrs. Chester kam durch die Länge des Saales auf Vera zu. „Miß Blount,“ sagte sie in geschäftsmäßigem Ton, „ich glaube, Sie kennen Mr. Balliant noch nicht. Erlauben Sie, daß ich Ihnen denselben vorstelle: Miß Blount — Mr. Roger Balliant.“

* * *

Nach weiteren zehn Minuten saß Vera noch immer auf dem Sofa. Kapitän Vansittart war unbarmherzig von der Pfarrerin mit fortgezogen worden, und nachdem sich Roger Balliant stehend

mit ihr unterhalten hatte, setzte er sich genau auf des Kapitäns alten Platz nieder.

„Ich bat Mrs. Chester, mich Ihnen vorzustellen,“ begann er in ehrerbietigem Ton, „weil ich, wenn Sie auch meinen Namen noch nicht gehört haben, Ihr nächster Nachbar bin.“

„O, wohnen Sie in in Landrach?“ rief Miß Blount, aufs Neugierste erjaunt.

„Drei Meilen davon entfernt, aber unsere Häuser sind doch die nächsten. Ich kannte Ihren Onkel, Mr. Kennard, nicht, denn, wie Sie wissen werden, verkehrte er nur mit sehr wenigen Leuten.“

„Ich glaube, mit gar keinen.“

„Mein Vater machte ihm seinen Besuch, und er erwiderte denselben, außerdem werden sie sich wohl schwerlich begegnet sein. Ich erinnere mich, das wir mit sehnen Augen nach den Mauern des Landhauses blickten, wenn wir durch Landrach fuhr; aber Ihr Onkel starb, als ich noch ein Schuljunge war — es war, glaube ich, während meines letzten Semesters in Eton — und seit der Zeit bin ich nur sehr wenig zu Hause gewesen.“

„Ihre Verwandten leben hier?“

„Ich habe keine mehr,“ war die gleichmütige Antwort. „Ich hatte eine Schwester, die sich vor Jahren verheiratet hat und mit ihrem Mann nach Indien gegangen ist. Meine Mutter verloren wir, als wir noch klein waren, mein Vater starb vor acht Jahren, und ich bin der letzte der Balliants.“

„Und wie kommt es, daß ich schon fast ein Jahr in Landrach wohne und Sie noch nie getroffen habe?“

„Weil ich nach jahrelangem Umhertreiben erst letzte Woche zurückgekommen bin. Sehen Sie, Miß Blount, es giebt in dieser Nachbarschaft sehr wenig, was einen Mann fesseln könnte. Ich muß hier aushalten, weil ich unsere Besingung, ein Fideikommiß, nicht los werden kann. Notwendig bin ich aber nicht, denn mein Verwalter besorgt alles ebensogut als ich. Dies ganze letzte Jahr war ich in den Rockies. Es war sehr schön dort,“ fuhr er sinnend fort, „aber man wird des Wanderns doch endlich müde. Ich bekam Heimweh.“

„Ich bekam kein Heimweh, weil ich das Landhaus früher noch nie gesehen hatte, aber ich wanderte von einer Stadt Europas in die andere. Ich habe überall zu leben versucht, mit Ausnahme der Türkei, und ich fühlte endlich das Bedürfnis nach einer eigenen Häuslichkeit. So kam ich hierher und bin seitdem nicht weggegangen. Ich hätte es nie geglaubt,“ und sie bewegte den großen weißen Federfächer langsam hin und her, „daß ich, die ich in den verschiedensten Ländern Europas, wie ein verlorener Hund auf der Messe, herumgewandert bin, daß ich in ein kleines Dorf, wie dieses hier, verschlagen werden und nahezu ein Jahr hier leben könne, ohne auch nur den Wunsch zu hegen, ein paar Tage in London zu verbringen. Ich mußte sogar dorthin schicken, um mir dieses Kleid machen zu lassen, und ich sandte nur die Maße ein.“

„Und wohnen Sie ganz allein hier?“

„Ja, ganz allein, nur mit den Diensthoten. Mrs. Chester schlug mir allerdings vor, ich solle mir eine Gesellschafterin nehmen, sie hatte sogar schon eine für mich ausgesucht; sie paßte mir aber nicht,“ endete Vera mit einem amüsanten Lächeln.

„Und wer war das?“

„Miß Quinton.“

„Miß Quinton? Die sollte mit Ihnen im Landhaus wohnen?“ fragte Roger Balliant in so bestürztem Ton, daß er, allem Anschein nach, Miß Quinton sehr genau kennen mußte.

„Ja, es paßte mir aber nicht,“ und Vera sächelte sich langsam.

„Das wollte ich meinen,“ pläzte der junge Mann heraus.

Nach und nach erhielt er die Erlaubnis, sie besuchen zu dürfen, und sie erzählte ihm von ihren Ponies, ihren Hunden, ihren Vögeln und was sonst noch zum Landhaus gehörte; kurz, sie schienen gegenseitig an einander Gefallen gefunden zu haben. Er seinerseits beschrieb ihr seine wundervolle, alte Besingung auf der sechsgürteten Klippe, gegen die die Wellen hundert Fuß tief unaufhörlich anprallten.

„Sie müssen das Haus auf Ihren Spazierfahrten bemerkt haben.“

„Jawohl, ich habe es gesehen, ich wußte auch seinen Namen, aber nicht, wem es gehört. Wie stolz müssen Sie auf ein solches Gut sein, Mr. Balliant; ich weiß, wie unvernünftig stolz ich auf mein Landhaus bin. Jeden Stein darin habe ich lieb, jeden Baum, jedes Beet, jedes Stückchen Rasen. Es ist das angenehmste Gefängnis, in dem eine Frau zu leben verurteilt ist.“

„Gefängnis? Verurteilt ist? Was meinen Sie damit?“ fragte er erstaunt.

„Nun, es gehört mir, es wurde mir hinterlassen. Aber ich darf es nicht zuschließen, ich darf es nicht verkaufen, ich darf es nicht vermieten, ich muß es immer in Stand halten; ich bin also

verurteilt, darin zu leben. Habe ich nicht recht? Ist es nicht mein Gefängnis?"

"Wenn Sie es so auffassen, allerdings, dann ist Pinehold auch das meinige. Ich darf es ebenfalls nicht verkaufen, ich darf die Nichtenwälder dahinter nicht niederschlagen lassen; wenn ich wollte, könnte ich das Haus vermieten, solch frevelhafter Gedanke ist mir aber noch nie in den Sinn gekommen. Sehen Sie, Miß Blount, auf was Sie mich nun gebracht haben? Wenn ich es je thun sollte, ist es einzig Ihre Schuld."

"Ganz und gar nicht. Wenn Sie Pinehold vermieten wollen, thun Sie es auf Ihre eigene Verantwortung hin. Ihr Versuch, die Schuld auf meine Schultern zu wälzen, ist ungerecht."

Sie saßen noch immer zusammen, als Banfittart wiederum auf der Bildfläche erschien.

"Ich glaube, dieser Tanz gehört mir, Miß Blount," sagte er etwas steif und vermied absichtlich, die geringste Notiz von ihrem Nachbar zu nehmen. Sie erhob sich bereitwillig und verließ Balliant mit einem Nicken und einer Handbewegung, die ihm zu sagen schien: "Wir werden uns wiedersehen." Die Gewitterwolken auf des Seemanns Stirn klärten sich nicht auf durch den Sonnenschein ihrer Gegenwart.

"Wer ist dieser Mensch?" fragte er kurz.

"Dieser Mensch," sagte Miß Blount höchlichst amüsiert, "ist mein nächster Nachbar, Mr. Balliant auf Pinehold."

"D, er wohnt hier herum!"

Der Ton verriet, daß Mr. Balliant auf Pinehold ein ländlicher Klotz zu sein schien, der nicht mitzählte.

Bera lachte. "Ja, er hat sein Haus hier herum."

"Und wie kommt es, daß Sie ihn nie vorher gesehen haben?"

"Weil er immer auf Reisen war."

"Auf Reisen? So? Da hat er sein Haus wohl vermietet?"

"Ich glaube kaum," war die sehr laute Antwort, "aber wollen wir nicht lieber tanzen? Da ich Mr. Balliant erst seit einer halben Stunde kenne, kann ich Ihnen nicht viel über ihn berichten. Sie sagten doch vorhin, daß Sie ein leidenschaftlicher Tänzer seien."

"Das bin ich auch, das bin ich auch," wiederholte er rasch.

"Ich bin ein Narr, Miß Blount."

"D nein, sagen Sie das nicht."

"Ich sage es nicht nur, ich meine es auch. Ich bin ein Narr, ein Dummkopf, was Sie wollen. Was geht mich dieser Balliant eigentlich an?"

"Ja, was sollte er Sie angehen? Ich habe es Ihnen bereits vorhin gesagt, daß Sie an diese kleinen Szenen, diese Komplimente, diese Eifersüchteleien gewöhnt sind. Es ist nur Schein, Kapitän Banfittart, Sie wissen das so gut wie ich. Weshalb also alles gerade an mich verschwenden?"

"Sie sind sehr grausam," entgegnete er halb beleidigt, "sehr grausam. Ich sage nicht Jeder das selbe, wenn ich mich darum kümmern, daß ein Mensch wie dieser —"

"Nein, wahrlich, was hätten Sie sich darum zu kümmern, daß ein Mensch wie dieser — Es ist Unsinn, lassen Sie uns tanzen."

Er gewann seine gewöhnlich gute Laune unter dem Eindruck des Walzers wieder.

"Sie tanzen ausgezeichnet."

"Ich? Nein, nur manchmal," erwiderte sie ruhig, "nur manchmal, nicht immer."

"Dummköpfe nur machen immer alles gleich," gab er derb zurück. "Ich hasse es, wenn die Leute tanzen, als ob sie meterweise Schuur abwickeln wollten."

"Sie messen Sie wahrscheinlich nicht meterweise ab, Sie kaufen sie im Knäuel."

"Und mögen Sie die uninteressanten Menschen gern, die alles einen Tag wie den andern machen? Ich ziehe diejenigen vor, die unter augenblicklichem Impuls handeln."

Aber es war alles vergebens. Dieser Mann mochte sein, wie er wollte — zärtlich, eifersüchtig, angenehm, entzückend, unausstehlich, derb, gutmütig oder mißgelaunt —, der schönen Herrin des Landhauses war es ganz gleichgültig. Sie betrachtete seine wechselvolle Stimmung ungefähr mit denselben nachsichtigen Augen, mit denen man die seltsamen Einfälle eines Kindes ansieht. Sie fühlte nichts für ihn, und sie glaubte nicht im Geringsten an seine Gefühle. Sie war so hartherzig, wie nur die Unerfahrenheit uns machen kann.

Der Tanz war noch lange nicht beendet, als Roger Balliant sich ihr wieder näherte.

"Miß Blount," sagte er, geradewegs auf sein Ziel lossteuernd, "die Thatsache, daß wir Nachbarn sind, beschäftigte mich so sehr, daß ich ganz vergaß, Sie um die Ehre eines Tanzes zu bitten. Hoffentlich komme ich nicht zu spät."

"Nein, Sie kommen nicht zu spät, denn ich tanze sehr wenig. Ich machte heute abend nur bei Kapitän Banfittart eine Ausnahme. Ich bin keine leidenschaftliche Tänzerin, wenn Sie es aber wünschen, wollen wir einige Male die Runde machen."

"Ich wünsche es sehr," erwiderte er rasch.

"Haben Sie den nächsten Tanz frei?"

"Ja, ich bin zu keinem versagt."

Trotz der finsternen Blicke, die der Seemann auf ihn warf, machte Balliant keine Anstalten, sich zu entfernen. Der Esjere hatte schon zweimal mit ihr getanzt, folglich hatte er einen genügenden Vorsprung vor ihm gehabt, und Roger blieb an ihrer Seite, sehr zu Banfittarts Aerger.

"Wie kommt es, Miß Blount, daß Sie nicht gern tanzen?" fragte er.

"Ich weiß es nicht, ich hielt es nie der Mühe wert. Tanzen Sie gern?"

"Gewiß, das thut doch jeder, so lange man jung und gesund und vernünftig ist. Und Sie erst recht, Miß Blount."

"Warum ich?"

"Weil Sie jung, und verzeihen Sie mir, wenn ich so frei herauspreche, auch sehr schön sind und weil" — er legte den Arm um sie und zog sie nochmals in die sanfte, verführerische Bewegung hinein — "weil Sie himmlisch tanzen."

Ein eigentümliches Zittern durchzog die Seele des jungen Mädchens. "Nein, sagen Sie das nicht," erwiderte sie in etwas verlegenem Tone.

Aber Roger Balliant hielt sie nur noch etwas fester.

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Der verliebte Napoleon. Einige neue hübsche Beiträge zu diesem Kapitel bringt Frédéric Massons soeben erschienenen Buch "Josephine répudiée." Heiter wirkt schon der bloße Katalog des Trouffeaus der lebenslustigen Josephine. Für alle Hof- und Ehrendamen sämtlicher Höfe Europas würden die Strümpfe reichen, die sie, ohne sie je anzuziehen, zusammenkaufte, die Dutzende von Hemden, die in den Tiefen ihrer Schränke lagen, mit den vielen Jakonettis, Musselins- und Seidenstoffen, die sie bei den Kaufleuten kaufen und in den Winkeln herumliegen ließ. Der sehr sparsame Napoleon war über diese Vergeudung im höchsten Grade aufgebracht. Mehrere Jahre hindurch bot dieses schlecht zusammenfassende Ehepaar für die Psychologen ein merkwürdiges Schauspiel. Napoleon wollte sich scheiden lassen. Während seines Aufenthaltes in Aegypten war ihm hinterbracht worden, daß Josephine ihn mit einem Husarenoffizier betrog; gleich nach seiner Rückkehr hatte er jedoch vor seiner Frau wieder kapituliert. Aber die Idee der Scheidung, die er damals gefaßt hatte, verließ ihn seitdem nicht mehr völlig. Josephine fürchtete sich davor, nicht etwa, weil die Jahre engere Bande zwischen ihr und Napoleon geknüpft hätten, sondern weil sie das Leben in den Schlössern und ihre verschwenderischen Gewohnheiten nicht aufgeben wollte. Und Napoleon, dessen Willen die schwierigsten Hindernisse beseitigte, konnte sich ihr gegenüber zu keinem energischen Entschlusse aufrufen. Josephine wußte, wie sie ihn immer wieder an sich fesseln konnte. Das schildert ganz köstlich folgende Szene zwischen den beiden: Eines Tages begegnet Napoleon Talleyrand und kündigt ihm eine große Neuigkeit an: "Der Entschluß ist gefaßt. Ich lasse mich scheiden!" Talleyrand heißt den Entschluß gut, lächelt, grüßt und geht hinaus. Zufällig begegnet er Herrn de Remusat und sagt: "Wissen Sie schon?" "Er" läßt sich scheiden!" Herr de Remusat, der darüber durchaus nicht weiter erstaunt ist, geht und erzählt die Sache seiner Frau. Und natürlich wird die

Ankündigung dieses Ereignisses durch die eifertigen Zungen der Damen im Schlosse schnell weiter verbreitet. Unterdessen kommt die Stunde des Diners heran. Napoleon setzt sich auf seinen Platz, Josephine gegenüber. Ein ziemlich peinliches Tête-à-tête. Die beiden Ehegatten haben keinen rechten Appetit. Man unterhält sich von gleichgültigen Dingen. "Josephine, vergiß nicht, Toilette zu machen! Es ist heute abend Cercle in den Tuileries." "Gut." Und Josephine macht Toilette. Sobald sie bereit ist, läßt sie Napoleon benachrichtigen. Aber Napoleon ist krank. Er will sein Zimmer nicht verlassen. Sie sucht ihn auf. "Was haben Sie?" "Ich bin leidend... magenleidend... nervenleidend." Er weint. "Komm, komm in meine Nähe, Josephine!" Aber sie weigert sich. Sie weist ihn zurecht. Sie spielt die "Würdige". "Sire, beruhigen Sie sich! Sie wissen, was Sie vorhaben, machen wir daher ein Ende mit solchen Szenen!" "Josephine, komm zu mir." "Daran denken Sie? Und der Cercle, der auf uns wartet?" "Mag er warten!" "Und unsere Gäste?" "Man schicke sie nach Hause!" Er läßt seine Frau nicht fort, und es folgt eine Szene mit Thränen und Zärtlichkeiten: "Meine arme Josephine, ich werde Dich nicht verlassen können!" Aber schließlich hat er sie doch verlassen.

✻ Unsere Bilder. ✻

Die ersten Gäste. Drumten in den Thälern ist es schon Frühling geworden, und auch in den Bergen wird es nun Verz. Die Hirz hat die Thür der Almhütte weit geöffnet, um den lieben, langentbehrten Sonnenschein und die köstliche Frühlingsluft einkehren zu lassen. Plötzlich ertönen von unten helle Tödlere. Den gewundenen Bergpfad hinauf steigen die ersten Touristen in diesem Jahre mit ihrem Führer zur Almhütte empor, diese freudig begrüßend und noch freudiger von Hirz und ihrem "Buam" begrüßt. Nun muß es mit Macht Frühling werden!

✻ Gemeinnütziges. ✻

Flüssiger Durchfall bei saugenden Säuglingen, d. h. Ausscheidung dünner wässriger Stoffe, ist die Wirkung einer Entzündung der Schleimhäute und rührt von der ungesunden Milch der leberkranken Mütter her. Bei dieser Form von Dysenterie muß auf das Muttertier eingewirkt werden. Man gebe demselben zwei Lot Ricinusöl ein. Man kann nebstdem auch dem Säugling eine mit etwas Zucker in wenig Wasser gelöste Mischung von Rhabarbertinktur, Kardamomsamen, Ingwer und Opium zu gleichen Teilen reichen.

Gegen Kolik bei Pferden empfiehlt sich als raschwirkendes Mittel folgendes: Eine Handvoll Hopfen wird mit heißem Wasser überbrüht, dieses nach dem Ziehenslassen abgeseiht, in eine Flasche gegossen und dem Pferd warm eingeschüttet.

Gegen muffigen Geruch bei Braugerste sind trockene Malzkeime das beste Mittel. Die Malzkeime werden mit der Gerste gut vermischt durch Ueberstreuen und Umschaukeln des Haufens in gutgelüftetem Raum. Die Malzkeime nehmen den muffigen Geruch an und werden dann ausgesiebt. Man kann sie, falls der Geruch nicht zu stark ist, an Kühe verfüttern oder als Dünger verwenden.

Topfgewächse, die in Heide-Erde stehen, darf man nie zu stark austrocknen lassen, denn diese Erdart nimmt dann das Wasser sehr schwer an, so daß die Pflanzen wegen Mangel an Feuchtigkeit hinsterven können.

Blaue Sortensien. Damit die gewöhnlichen roten Hortensien blau werden, setzt man der Erde Eisenseilspäne zu oder begießt sie mit gelbem Eisenbitriol im Frühjahr, sobald die Vegetation beginnt und das Experiment hat zuweilen Erfolg. Gewisser erreicht man das Ziel, wenn man Erdarten nimmt, die blaue Färbung erzeugen, als z. B. Torf- und Mooreerde, welche Eisen enthält, Erden, die mit Wasser behandelt, dieses braunrot färben oder braunroten Niedererschlag absetzen. Es könnte wohl auch der Versuch gemacht werden mit der Begießung von Wasser, welches über Eisenseilspänen, Hammerschlag, rostigen Nägeln zc. steht.

Die Baumspähle sollten oben nach dem Baume hin abgeschragt oder gerundet werden, damit dieser beim Sturme nicht an den scharfen Kanten beschädigt werde.

Eine gute schwarze Zeichenfarbe für Holz, die sich besonders zum Signieren von Kästen eignet, stellt man dadurch her, daß man 1 Pfund Blauholz in 1/2 Liter Wasser kocht. Dann wird das Wasser abgeseiht und, durch Einkochen bis auf 1 Liter verdickt, durch ein Tuch geschüttet, um zu erkalten. Durch Zufügen einiger Tropfen in Wasser aufgelösten chromsauren Kalis erhält das Blauholzwasser eine tiefdunkle Farbe und durch etwas Karbolsäure große Haltbarkeit. Wegen der Dünnsüßigkeit darf man beim Gebrauch nicht zu viel Farbe in den Pinsel nehmen.

Eine neue Brombeere. Unter den Pflanzen, welche der Prinz Heinrich von Orléans von seiner Reise in Asien zurückgebracht und dem „Jardin des Plantes“ zu Paris geschenkt hat, befindet sich auch eine Rubus xanthocarpus, die er aus den Gebirgen bezogen hat, welche Yunnan von Zu-Chuen trennen. Die Früchte dieses Strauches sind gelb und haben den Geschmack der Erdbeeren. Der Strauch wird ca. 30 Centimeter hoch, er kriecht zum Teil, ist mit kleinen gebogenen Stacheln bedeckt und blüht in kleinen weißen Blümchen, die von Insekten und Bienen sehr emsig besogen sind.

✻ Nachtsch. ✻

1. Begierbild.



2. Silbenrätsel.

bro da de düp e e eu folk gal i li ne ner nor pel phro pra
ra re sa se statt sy ta tis trap way

Aus obigen 27 Silben sind so zehn Worte zu bilden, daß deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, eine Ballade von Schiller nennen. Es bezeichnet: 1. einen italienischen Staatsmann und Minister, 2. eine der Grazien, 3. eine Festung in Baden, 4. eine Gartenpflanze, 5. den Bewohner eines bestimmten europäischen Staates, 6. eine Grafschaft in England, 7. eine Stadt in Irland, 8. einen Ort in Schleswig, 9. einen Fluß in Spanien, 10. einen hohen Beamten des alten persischen Reiches.

3. Rätsel.

Kein Warengeschäft, ob groß, ob klein,
Kann ohne das Wort mit **A** geheißen.
Mit **U** gehört es zu einem Spiel,
Auch bewegt es sich immer schnell und viel.
Mit **S** ist es ein verächtlich Wesen,
Recht zur Abschreckung auszuweisen.
Mit **T** wird ein Heiliger zubenannt,
Zu Christi Zeiten wohl bekannt.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Wer Glück hat, hat auch Basallen.
2. Aunias, Aunua, Aunba, Irland, Erlwan.
3. Keiler, Keil.

✻ Lustiges. ✻

Um Knick.



„Aber, wie sieht denn Ihr Hut eigentlich aus? Der hat ja mehrere Knicke!“

„Das sind Reise-Eindrücke von meiner letzten Tour!“

So ähnlich.

Auf einer Schmiere wird eine hochdramatische Historie aufgeführt. Zum Schluß kommt der Prinz Casar Borgia auf die Szene und fragt schauernd und mit einem scheuen Blick auf die umherliegenden Leichen: „Ha! wer hat das gethan?“

Der einzig Ueberlebende, der achtzigjährige Greis Ugolino, hat ihm mit furchtbarer Stimme zu verstehen zu geben, daß der Prinz selbst es war. Unglücklicherweise hat er seine Rolle nicht gelernt und verläßt sich ganz auf den Souffleur. „Ein Glender aus dem Geschlecht des Prinzipe!“ raunt ihm dieser zu.

Und mit Donnerstimme brüllt Ugolino los: „Ein Delhändler aus Geschäftsprinzipe!“

Noblesse oblige.

Verarmter Baron (welcher sich einen Hering gekauft hat): „Wollen Sie mir, bitte, das Tier nach meiner Wohnung, Blaustraße 47, IV., bringen lassen!“

Gewagt.

Schauspieler: „Da sagt mir Frau B. gestern bei meinem Besuch, sie werde nie ihre Tochter einem Schauspieler geben und heute steht in der Kritik, daß ich eigentlich gar kein Schauspieler bin. Ob ich ihr die zeige?“

Unbewußtes Bekenntnis.

Rechnungsrat (zu seinem Kollegen): „Dir will ich es anvertrauen: Ich schreibe schon seit einiger Zeit gegen Honorar kleinere Beiträge für belletristische Zeitschriften! Du glaubst gar nicht, welch einen reizvollen Wert das Geld hat, das man sich durch Arbeit verdient!“

Begasüßliches.

Kanzleidirektor (zum Diätar): „Et, sieh da, Sie bestiegen den Begasus? Nehmen Sie sich in Obacht, daß er Sie nicht einmal abwirft.“

Diätar: „Herr Direktor dürfen außer Sorge sein, mein Begasus wirft nichts ab.“